

五

Anna Seghers

*Und habt ihr
denn etwa
keine Träume*

Erzählungen

Ausgewählt und eingeleitet

von

Ingo Schulze

Büchergilde Gutenberg

Die Texte wurden neu durchgesehen nach der Werkausgabe,
hrsg. von Helen Fehervary und Bernhard Spies,
Bde. II/1, II/2, II/3, II/5 und II/6,
Aufbau Verlag, Berlin 2005–2014;
der postum veröffentlichte Text »Der gerechte Richter«
nach der Erstausgabe (Berlin 1990).

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin
© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2022
Alle Rechte vorbehalten
Satz: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany 2022
ISBN 978-3-7632-7368-3

Inhalt

Von der Kraft der Schwachen	7
<i>Von Ingo Schulze</i>	
Die Ziegler	27
Auf dem Wege zur amerikanischen Botschaft	73
Reise ins Elfte Reich	95
Die schönsten Sagen vom Räuber Woynok	107
Das Argonautenschiff	125
Die drei Bäume	141
Der Ausflug der toten Mädchen	144
Post ins Gelobte Land	172
Die Unschuldigen	201
Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe	207
Der gerechte Richter	261
Der Führer	291
Die Heimkehr des verlorenen Volkes	307
Der Schlüssel	325

Von der Kraft der Schwachen

Von Ingo Schulze

Bevor unsere Deutschlehrerin mit dem Unterricht begann, bat sie darum, die gerahmte Schwarzweißfotografie von Anna Seghers wieder gerade zu rücken. Außer ihr hatte es offenbar niemanden gestört, dass Anna Seghers schief an der Wand hing, womöglich war es von uns gar nicht bemerkt worden.

»Nicht dass sie noch runterfällt!«, sagte unsere Lehrerin und fügte dann hinzu: »An der Anna liegt mir schon viel.«

Dieser Satz hat mich damals – Ende der Siebziger, ich war in der neunten oder zehnten Klasse – derart überrascht und befremdet, dass ich mich heute noch an ihn erinnere. Wie konnte man denn eine Schriftstellerin allein beim Vornamen nennen? Das tat nicht mal meine Mutter. Zudem war Anna Seghers eine offizielle Figur, immerhin die Präsidentin oder mittlerweile Ehrenpräsidentin des Schriftstellerverbandes der DDR. Und ging einen denn das, was sie schrieb, außerhalb der Schule wirklich etwas an? Gerade nach der Schullektüre von »Das siebte Kreuz« – einem Roman, der mich durchaus berührt hatte, der aber eine Welt beschrieb, die in meinen Augen ein für alle Mal vergangen war und nichts mehr mit mir zu tun hatte – erschien mir das familiäre Verhältnis zwischen der Deutschlehrerin und Anna Seghers noch unerklärlicher.

Für mich entdeckt habe ich Anna Seghers erst relativ spät, und das – abgesehen von dem Roman »Transit« – vor allem durch ihre Erzählungen, Geschichten und Legenden. Viele davon gehören für mich zum Besten, was die deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts hervorgebracht hat, und damit auch zu jenem Fundus, der uns Heutige unmittelbar anspricht.

Es lässt sich kaum ein Jahr in Anna Seghers' Schriftstellerleben finden, in dem sie keine Erzählung geschrieben hat. Sie brauchte und nutzte die kürzere Prosaform so kontinuierlich wie keiner

ihrer Zeitgenossen. Denn offenbar ermöglichte die Erzählung ihr eine vergleichsweise schnelle Reaktion auf sich verändernde Verhältnisse. Zeitlich spannt sich der Bogen von der Weimarer Republik kurz nach der Inflation über die Weltwirtschaftskrise und die »Machtergreifung« der Nazis, die Flucht von Anna Seghers und ihrer Familie nach Frankreich, den Spanischen Bürgerkrieg, den Zweiten Weltkrieg und die Emigration nach Mexiko, ihre Rückkehr nach Deutschland, die Entstehung zweier deutscher Staaten im Kalten Krieg bis hin zu den Enthüllungen des XX. Parteitags der KPdSU, dem Mauerbau und noch weit hinein in die beginnende Spätphase der DDR in den achtziger Jahren. Zugleich gibt es in deutscher Sprache und über diesen langen Zeitraum kaum jemanden – Alfred Döblin, der einer älteren Generation angehört, einmal ausgenommen –, dessen Kurzgeschichten, Novellen und Erzählungen stilistisch so variationsreich sind, was nicht zuletzt auf sich wandelnde Haltungen hinweist.

Anna Seghers wird als Netty Reiling am 19. November 1900 in Mainz in einer jüdischen Familie geboren. Sie bleibt das einzige Kind. Ihr Vater, der gemeinsam mit seinem Bruder eine erfolgreiche Antiquitäten- und Kunsthandlung betreibt, ist auch Kustos am Mainzer Dom. Mit zwanzig beginnt sie Kunstgeschichte, Sinologie und Geschichte in Heidelberg zu studieren und promoviert dort mit einer Arbeit über »Juden und Judentum im Werke Rembrandts«. Sie stellt sich damit gegen den »Rembrandt-Deutschen« Julius Langbehn, der mit seinem 1890 erschienenen Buch »Rembrandt als Erzieher« den Künstler für nationalistische und antisemitische Haltungen vereinnahmte. Für Netty Reiling malt Rembrandt die jüdischen Gesichter, »wie er einen dunklen Hinterhof oder eine öde und unscheinbare Landschaft gemalt hat, die noch niemand vor ihm in seinem Reichtum von Ausdruck sehen konnte und den man erst im Bilde wiedererkennt«.

Im selben Jahr erscheint in der Frankfurter Zeitung ihre Erzählung »Die Toten auf der Insel Djal« unter dem Pseudonym Antje Seghers. Interessant ist diese früheste Prosa-Etüde durch Seghers Lust an der Fabel, am Schaurigen und der überraschenden Wen-

dung, also an einem Erzählen, für das immer und überall Menschen ihre Köpfe zusammenstecken. Ohne ihrer ersten Wortmeldung zu viel Gewicht beizumessen, zeigt sich hier bereits eines ihrer später ständig wiederkehrenden Themen: die Beziehung der Lebenden zu den Toten und die Verlebendigung der Toten durch das Erzählen.

Ihren Namen entlehnt sie Hercules Seghers, einem Zeitgenossen Rembrandts. »Sie kannte das Schicksal dieses Hochbegabten, der, zu seiner Zeit unverstanden, in Armut, ausgestoßen, noch vor seinem fünfzigsten Lebensjahr zugrunde ging ...« (Christa Wolf)

1925 heiratet sie den gleichaltrigen László Radványi, der nach der gescheiterten ungarischen Räterepublik als Exilant nach Deutschland gekommen war. 1926 wird der Sohn Peter (Pierre) und 1928 die Tochter Ruth geboren.

Bereits mit »Jans muß sterben« von 1925, ihrer ersten längeren Erzählung, die erst 2000, also 75 Jahre nach ihrer Entstehung, erscheinen wird, verlässt Anna Seghers die Welt ihrer Herkunft. Warum die 25-Jährige den Text damals nicht publizierte, ist unbekannt. An der gestalterisch-dramaturgischen Kraft, der Präzision der Beschreibungen, der Plastizität der Figuren kann es nicht gelegen haben. Angekommen in einer anderen Welt ist sie mit diesem Gesellenstück aber noch nicht. Jans' Vater ist Arbeiter – doch bleibt das eher ein äußeres Etikett. Was hier fehlt, erschließt sich wie von selbst bei der Lektüre von »Die Ziegler«, einem zwei Jahre später entstandenen Text, der auf die Erzählung »Grubetsch« folgte, für die Hans Henny Jahnn ihr 1928 den Kleist-Preis zugesprochen hatte.

»Die Ziegler« ist Marie Ziegler, die ihre Eltern, Schwester Anna wie die beiden Brüder, die namenlos bleiben, durch ihre Arbeit als Näherin ernährt. Die Erzählung lebt geradezu von ihrer historischen und sozialökonomischen Genauigkeit, hier gibt es keinen leeren Raum um die Figuren. Die ökonomische Misere der Zwanziger, das »Wolfsgesetz« des Kapitalismus, nimmt dem Leben von Marie und ihrer Familie die Luft. Es bleibt nicht beim Verlust der väterlichen Werkstatt im Hof, selbst in ihrer Wohnung müssen sie noch ein Zimmer vermieten. Der Kreis um Marie wird eng und

enger. Der Vater, der zuerst auf seinen erfolglosen Bittgängen, dann auf den Spaziergängen den einstigen Status zu bewahren sucht, die Schwester Anna, deren Verehrer aus einem einst gleichwertigen, nun wesentlich besser gestellten Hause stammt («Die Falte auf seinem übergeschlagenen Bein lief in einem festen Strich durch das leere, angedunkelte Zimmer»), die verzweifelte Mutter, die eine Fehlgeburt hat, der scheue Jüngste, für den sich keine der Versprechungen erfüllt – alle Figuren sind mit wenigen sicheren Strichen in einer schnörkellosen Sprache gezeichnet. Seghers erhellt die Folgen im Fühlen und Denken derer, denen das Leben durch ihren sozialen Abstieg entrissen wird, obwohl sie sich mit aller Kraft dagegenstemmen. Durch Scham, Selbstzweifel und Krankheit verlieren sie auch ihre Sprache.

Selbst der rebellische ältere Bruder, bei dem es offenbleibt, in welche Richtung ihn seine Empörung führen wird, stößt Marie nur noch tiefer in ihre sprachlose Einsamkeit. Wie in einem kritischen Selbstporträt der Autorin wiederholen sich Begegnungen zwischen Marie und einer ihrer ehemaligen Schulkameradinnen, die als das »Mädchen mit der roten Mütze« vorgestellt wird. »Nun, Marie.« Es ging ein paar Schritte neben ihr her und wartete. Das war zu kurz für Worte, die in einem angenagelt waren und schwer und zugeschüttet. Da hätte das Mädchen Zeit haben müssen, um hundertmal mit Marie durch die ganze Stadt zu gehen [...]. Sie musste aber schnell weiter. [...] Jetzt war das Wegstück zwischen ihnen, wie ein Stemmeisen, das langsam eins vom andern abrückte.« Die größtmögliche Auflehnung Mariens, der mit aller verbliebenen Kraft hervorgestoßene Schrei, mit dem die Erzählung endet, bleibt folgenlos.

Nachdem Anna Seghers diese Erzählung 1930 in dem Band »Auf dem Wege zur amerikanischen Botschaft« veröffentlicht hatte – es war ihre zweite Buchpublikation, zwei Jahre nach dem Roman »Der Aufstand der Fischer von St. Barbara« –, erschien in der Zeitschrift »Das Tagebuch« Anfang 1931 eine »Selbstanzeige« zu den vier Texten, die nicht erst aus heutiger Sicht grotesk anmutet. Anna Seghers kritisiert darin ihre eigene grandiose Titelerzählung, in der die inneren Monologe von vier Figuren während einer

Demonstration gegen die Hinrichtung von Saccho und Vanzetti miteinander verflochten werden. »Die Ziegler« zählt sie wiederum zu den beiden eher gelungenen Arbeiten. Doch auch da plagen sie Vorbehalte: »Wenn man schreibt, muss man so schreiben, dass man hinter der Verzweiflung die Möglichkeit und hinter dem Untergang den Ausweg spürt.« Mit der Hoffnung, dass ihr das in den nächsten Arbeiten gelingen werde, schließt sie ihre »Selbstanzeige«.

Als Leser möchte ich am liebsten mit einer »Gegenanzeige« antworten. Denn je genauer die Verzweiflung und die Umstände beschrieben werden, desto deutlicher werden auch Möglichkeit und Ausweg in den Leserinnen und Lesern lebendig. Andererseits lässt sich die Literatur, so unmittelbar sie auch immer zum Einzelnen sprechen mag, nicht aus dem Boden ihrer Zeit reißen.

Was uns heute als ästhetisch-philosophische Selbstbeschneidung erscheint und ganz und gar nicht im Sinne einer Emanzipation der »Verdammten dieser Erde« sein kann, ist für Anna Seghers ein notwendiger Anspruch, nämlich die Welt als eine veränderbare zu beschreiben. 1928 war sie in die »Kommunistische Partei Deutschlands« eingetreten, im selben Jahr zählt sie, wie auch Johannes R. Becher und Ludwig Renn, zu den Gründungsmitgliedern des »Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller«.

Der Beginn der Naziherrschaft Anfang 1933 ändert im Leben der Familie Seghers/Radvanyi alles. Anna Seghers flieht über die Schweiz nach Frankreich, wo sie wieder mit ihrem Mann und den Kindern zusammenkommt.

An der verhängnisvollen Spaltung der Arbeiterbewegung hatte auch die offizielle Linie der KPD ihren Anteil. Im Exil traf Anna Seghers etliche der früheren »Gegner« wieder. Nun ging es ihr nicht mehr um die Vormacht der KPD, sondern um den Kampf gegen Hitler. Den Faschismus auf einen »Frontalangriff des Finanzkapitals gegen die Arbeiterschaft« zu reduzieren war dafür zu wenig. Und die Welt musste wissen, was in Deutschland vor sich ging.

Anna Seghers hat sich von früh an auf Berichte anderer, auf Briefe und Zeitungsmeldungen gestützt, um Stoffe zu finden, über

die sie schreiben wollte. In der Darstellung von Nazideutschland war sie geradezu darauf angewiesen. Erzählerisch sind diese frühen Reaktionen am wenigstens ergiebig. In einigen dieser Kurzgeschichten bildet die Brutalität, mit der die neuen Machthaber vorgehen, den Hintergrund für den heroischen oder stillen Widerstand. Was vermag der Einzelne überhaupt noch gegenüber diesem Folterstaat?

Immer wieder beschäftigt sie die Frage aller Fragen: Wie das, was in Deutschland geschieht, passieren konnte und wie aus einem Menschen ein Menschenquäler und Mörder wird.

An der Weimarer Republik rächen sich nun auch diejenigen, die in der Demokratie keine Arbeit, keine soziale Sicherheit und keine Gemeinschaft fanden. Die Nazis verschaffen ihnen ein neues Selbstwertgefühl. Am ehesten könnten die frühen Erzählungen von Anna Seghers, insbesondere »Die Ziegler«, auch als Versuche herangezogen werden, eine Erklärung für die Entmenschung des Menschen zu finden. Doch eine Notwendigkeit, warum sich der eine so und nicht anders entscheidet, gibt es nicht.

Bis zum Überfall von Hitlers Wehrmacht auf Frankreich 1940 lebt die Familie Seghers in Bellevue bei Paris. Als wäre die Bewältigung des Alltags mit zwei Kindern in einem fremden Land nicht genug – stets von Geldsorgen geplagt und dem unsicheren Status einer Emigrantin –, entwickelt Anna Seghers sowohl eine enorme literarische als auch organisatorisch-publizistische Aktivität. Sie gründet zusammen mit Wieland Herzfelde und Oskar Maria Graf die Monatsschrift »Neue Deutsche Blätter« und spricht auf den großen Schriftstellertreffen in Paris und Madrid. In der Emigration erscheinen die Romane »Der Kopflohn« (1933), »Der Weg durch den Februar« (1935), »Die Rettung« (1937) und »Das siebte Kreuz«, im Herbst 1939 beendet und 1942 erstmalig publiziert (der Abdruck als Fortsetzungsroman in der Sowjetunion wird mit der Unterzeichnung des Ribbentrop-Stalin-Paktes Ende August 1939 abgebrochen). 1944 erscheint in Mexiko ihr großer Roman »Transit«.

Wie ein vorgezogenes Satyrspiel dazu nimmt sich die Kurzgeschichte »Reise ins Elfte Reich« von 1939 aus, deren Sarkasmus

sich auch in »Transit« wiederfinden wird. Selbst einzelne Details, wie die Beschreibungen des Wappens am Konsulat des »Elften Reichs« und jenes des früheren Konsulats von Mexiko in »Transit«, ähneln einander. Im »Elften Reich« allerdings ist das Geschehen grotesk überhöht. Anna Seghers, die so viele Tonlagen beherrschte, entwirft ein Land, das die Selbstverständlichkeiten bei der Visaerteilung auf den Kopf stellt: Nur diejenigen dürfen einreisen, die keinen Pass, kein Visum, kein Empfehlungsschreiben vorweisen können. Jene aber, die viel Geld besitzen und über die allerbesten Visa, Empfehlungsschreiben und Beziehungen verfügen, haben das Nachsehen. Selbst als sie ihre Papiere zerreißen und die Fetzen hinunterwürgen, werden sie von den Beamten des Elften Reichs gezwungen, alles wieder von sich zu geben. Wie viel Bitternis, Enttäuschung und Schmerz, aber auch wie viel Spott und Verachtung stecken in der Beschreibung der Privilegien und der Hierarchie, die sich auch unter Leidensgenossen und Antifaschisten angesichts der Flucht und einer »tödlichen Bürokratie« entwickeln. Auf wenigen Seiten holt Seghers zum Rundumschlag aus, um auszusprechen, was ihr an ihresgleichen missfällt, sei es die Geltungssucht derer, die auch als Emigranten hofiert zu werden wünschen, seien es die ordensstolzen Genossen (»Deshalb gibt es in unserem Land auch das Sprichwort, das einem auf die Zunge kommt im Umgang mit einer gewissen Menschensorte: Der Mann hat noch viele Orden abzulegen ...«), die Tugendapostel und andere mehr.

»Die Unschuldigen«, eine ähnlich bittere Groteske, entsteht nach dem Zweiten Weltkrieg, kurz vor oder während ihrer Rückkehr nach Deutschland: Die Schuld an den deutschen Verbrechen wird auf immer höhere Chargen abgewälzt, bis selbst Hitler für sich reklamiert, unschuldig zu sein. Eine der großen Stärken von Anna Seghers ist es, die Argumente ihrer Gegner und Feinde genau zu erfassen und in ihrer inneren Logik darzustellen, darauf vertrauend, dass die Leser die Differenz zwischen Geschildertem und Wirklichkeit selbst erkennen. Bei den »Unschuldigen« ähneln die abstrusen Argumente und Haltungen zum Verwechseln jenen, die die in Nürnberg versammelten Angeklagten an den Tag legten.

Auch sie wiesen jegliche Verantwortung von sich und hatten die Mehrheit der Deutschen – zumindest damals – auf ihrer Seite.

Unter den Erzählungen der Emigrationszeit haben einige der bekanntesten einen legenden- und sagenhaften Charakter. Die Brisanz, die darin liegt, lässt sich am ehesten ermessen, wenn man die »Selbstanzeige« noch im Ohr hat und mit dem Motto vergleicht, das sie ihrem »Woynok« voranstellt: »Und habt ihr denn etwa keine Träume, wilde und zarte, im Schlaf zwischen zwei harten Tagen? Und wisst ihr vielleicht, warum zuweilen ein altes Märchen, ein kleines Lied, ja nur der Takt eines Liedes, gar mühelos in die Herzen eindringt, an denen wir unsere Fäuste blutig klopfen?« Dass Literatur anders wirkt als Fäuste, weiß zumindest jeder Leser. Sie aber muss es offenbar aussprechen, um das Tor zu einer anderen Art Prosa zu öffnen, in der sie sich wie befreit von allen Selbst- und Fremdvorgaben bewegen kann. »Die schönsten Sagen vom Räuber Woynok« von 1936 sind im Grunde eine souveräne Frechheit. Der Titel avisiert eine Abfolge von Abenteuern. Erwartet man nicht, dass hier ein guter Räuber den Reichen nimmt und den Armen gibt? Was wir aber von Woynoks Taten hören wie auch von jenen, die sein Antipode Gruschek und dessen Räuberbande verüben, ist kaum mehr als ein Hintergrundrauschen, und das besteht aus Brandschatzung und Plünderung von Klöstern und Dörfern. Jener Gruschek aber hatte »in seinem langen Leben gelernt, die Worte eines Mannes nach ihrem reinen Gewicht an Aufrichtigkeit abzuwägen. Wie hätte er sonst so lange eine Bande von vierzig Räubern zusammenhalten können, ohne dass je Verrat oder Zwist ihren Ruhm beschädigte?« Allein solch ein Satz, 1938 in Moskau in der Zeitschrift »Das Wort« veröffentlicht, als die Angst vor den stalinistischen Säuberungen allen in den Knochen steckte, muss einem Statement ähnlich gewesen sein.

Die Erzählung erschöpft sich auch bei mehrfacher Lektüre nicht. Sobald Empathie für den rigoros auf seine Unabhängigkeit bedachten Woynok oder für den das Kollektiv preisenden Anführer Gruschek aufkommen will, ist es damit im nächsten Absatz schon wieder vorbei. So wie der eine keine Skrupel hat, die Bande

zu verbrennen, hat der andere keine, die Schwächeren durch Stärkere zu ersetzen. Am Ende gerät Woynok in eine Falle und wird von Bauern mit Knüppeln totgeschlagen. Ist das nun gut oder schlecht? Wer aber glaubt, damit wäre es nun mit Woynok zu Ende, sieht sich getäuscht. Figuren wie er führen ein märchenhaftes Eigenleben. Und je nachdem, wie man sie anschaut, verbindet sie mit der Wirklichkeit nichts oder alles.

Ein literarisches Kleinod sind auch die unter einem Titel vereinigten Legenden »Die drei Bäume«. Durch den Mythos wird es möglich, eigene Erfahrung an Menschheitserfahrung zu messen (Franz Fühmann). In »Der Baum des Jesaias« heißt es: »Er hatte sich nicht gefürchtet, mit den Seinen in dieser Schlacht zu fallen. Er war aber nicht gefallen. Sein Volk war erschlagen, und mit dem Volk verstummt war die erhabene Stimme, von der er gewohnt war, Weisungen zu empfangen. Da fing er an, sich zu fürchten.« Weil Jesaja sein Volk verloren hat, fehlt ihm auch die Stimme, die ihn seinen Weg geführt hat. Dies wäre eine Möglichkeit, über die Anfechtungen des Exils zu sprechen. In der dritten Legende wenden sich nach der Ankunft des Odysseus die Götter ab, die Geschichte ist zu Ende, und er weiß, dass Penelope nicht weiß, wen sie da eigentlich vor sich hat. Regelrecht prophetisch nimmt Anna Seghers das Misstrauen vorweg, das die Emigranten bei ihrer Rückkehr erwarten wird. Trotz des Beweises ihrer Aufrichtigkeit wird es schwer werden, einander wieder zu vertrauen.

Auch wenn Anna Seghers explizit darauf besteht, dass Märchen Märchen seien, und mögliche Analogien verweigert, ist es in der Erzählung »Das Argonautenschiff« kaum zu übersehen, wie präzise sie ihre Gegenwart mit der Kraft des Märchens und des Mythos durchleuchtet. Dieser zweite große Sagenkreis neben den homerischen Epen hat Jason zum Protagonisten, der das Goldene Vlies von einer Küste am Schwarzen Meer holen soll und dafür eine Vielzahl von Helden auf seinem berühmten Schiff, der Argo, versammelt. Hier ist Jason ein Mann, den alle zu kennen scheinen, der die Menschen anzieht und der sie verwandelt. Er hat das Vlies erobert, zusammen mit Medea ist er entkommen, er hat den Untergang der Argo überlebt und die Heimat erreicht – um

schließlich doch, in einem göttlichen Hain, in dem der Rumpf der Argo an einem Baum hängt, den Tod zu finden. In einem Sturm fallen die Reste des Wracks auf Jason herab, der sich darunter ausgestreckt hat, und erfüllen die Weissagung nun auf die unwahrscheinlichste Art und Weise, die sich denken lässt. Für eine Rückkehrerin in die alte Heimat klingt diese 1947 in Berlin entstandene Erzählung – im Jahr, als ihr der Georg-Büchner-Preis in Darmstadt zugesprochen wird –, nicht gerade optimistisch. Doch Jason kündigt auch von einer ungewöhnlichen, ja geradezu existentialistischen Selbstbehauptung. Gerade weil er die Prophezeiung seines Scheiterns von Beginn an akzeptiert hat, führte er ein Leben in Freiheit. Er hat sich von den Verhältnissen emanzipiert, soweit das einem Nicht-Gott möglich ist.

1943 wird Anna Seghers in Mexiko-Stadt von einem Auto angefahren, sie erleidet schwere Kopfverletzungen, der Unfallverursacher begeht Fahrerflucht. Nach einigen Tagen Bewusstlosigkeit und einem teilweisen Gedächtnisverlust erholt sie sich relativ schnell. Durch die Veröffentlichung von »Das Siebte Kreuz« in den USA und dessen Verfilmung mit Spencer Tracy im folgenden Jahr beginnt ihr Weltruhm. Die schlimmsten Geldsorgen sind damit überstanden. In dieser Zeit erhält sie aber auch Nachricht von der Deportation ihrer Mutter und anderer Familienangehöriger. Wer es nie erlebt hat, dem bleibt es im Grunde unvorstellbar, wie jemand die ständige Lebensgefahr für sich und die Familie während der Flucht und der mitunter aussichtslos erscheinenden Jagd nach Visa durchsteht. Und wie erträgt Anna Seghers die Vorstellungen davon, was der Mutter und anderen Verwandten womöglich gerade angetan wird, obschon sie selbst und die Familie in Mexiko vorerst in Sicherheit sind? Die Frage, warum Menschen werden, wie sie sind, richtet Anna Seghers in »Der Ausflug der toten Mädchen« nun an jene Welt, aus der sie selbst stammt. Die Erzählerin ist, wie die Autorin, Emigrantin in Mexiko, sie erholt sich in den Bergen. Auf einer Wanderung betritt sie ein verfallenes Anwesen, sieht eine Wippe – und glaubt plötzlich ihren Namen zu hören. »Netty!« Mit diesem Namen hatte mich seit der

Schulzeit niemand mehr gerufen.« Was folgt, ist die traumartige Imagination eines lange vergangenen Schulausflugs, bei dem ihre beiden besten Freundinnen, Leni und Marianne, auf einer Wippe sitzen. Die beiden, um deren Zuneigung Netty wirbt, entscheiden sich als Erwachsene in der Nazizeit für ganz und gar entgegengesetzte Positionen. Leni, schon als Mädchen selbstständig, wird stark bleiben und ihren Mann trotz Gestapo-Schlägen nicht verraten, während Marianne, passives Spiegelbild ihres Mannes, stolz auf das Prestige des hohen Nazibeamten, die frühere Freundin denunzieren wird. »Leni samt ihrem Mann seien zu Recht arretiert, weil sie sich gegen Hitler vergangen hätten.« Leni wird im KZ sterben, ihr Kind kommt in ein Nazierziehungsheim, Marianne stirbt in den Trümmern ihres Elternhauses. Durch den unablässigen Wechsel zwischen Gegenwart und Vergangenheit, die hier im selben Maße wirklich und präsent scheint – auch die Erzählerin zeigt sich darüber verwundert –, entsteht eine ständige Abfolge von besonderer Nähe zu den Mädchen auf der einen Seite sowie Erschrecken und Distanz oder Bewunderung zu ihnen als Erwachsene auf der anderen. Immer bedrängender wird währenddessen die Frage, warum aus den einen Mitläufer und Täter werden konnten, aus den anderen jene, die Bedrängten halfen oder selbst gegen das Unrecht kämpften.

Diese Erzählung zu schreiben erweist sich nach der Logik der Handlung als die Erfüllung einer Aufgabe, die ihr die Lehrerin am Ende des Ausfluges stellt. »Nie hat uns jemand, als noch Zeit dazu war, an diese gemeinsame Fahrt erinnert. [...] nie wurde erwähnt, dass vornehmlich unser Schwarm aneinandergelehnter Mädchen, stromaufwärts im schrägen Nachmittagslicht, zur Heimat gehörte.« Das Ineinander der verschiedenen Zeitebenen weckt immer wieder die Hoffnung, dass es auch anders hätte kommen können, dass nichts so hätte sein müssen, wie es später werden sollte. Der Schmerz, aus dem diese Erzählung hervorgegangen ist, wird am Ende besonders spürbar. Denn selbst in der Imagination ist die Rückkehr in die Arme der Mutter unmöglich. In keinem anderen Werk stellt Anna Seghers so deutliche Beziehungen zu ihrem eigenen Leben her wie in diesem. Auch in Inhalt und Struk-

tur zeugt es von einer neuen Offenheit und Freiheit, als habe der Schmerz alle Fremd- und Selbstbeschränkungen gesprengt. Es ist ein Erzählen, das seinen Ursprung in der Auflehnung gegen den Tod und das scheinbar Unabänderliche hat, um sich die Möglichkeit einer anderen Gegenwart und eines Neubeginns abzutrotzen.

Im Selbstverständnis von Anna Seghers wie in ihrer öffentlichen Wahrnehmung spielte es eine untergeordnete Rolle, dass sie Jüdin war. Mit »Post ins Gelobte Land« erzählt sie die Geschichte einer jüdischen Familie, die als einzige im »letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, als fast die ganze jüdische Einwohnerschaft des polnischen Städtchens L. bei einem Pogrom von den Kosaken erschlagen worden war«, fliehen konnte. Anna Seghers findet hier wieder einen Ton, als erzählte sich das Geschehen selbst. Ein fast schon vergessener Verwandter holt die Familie nach Paris, wo sie, ungeachtet ihrer Herkunft, gleichberechtigt und in Sicherheit leben kann. Der Sohn wird ein berühmter Augenarzt, der seinem Vater, der nach Palästina übersiedelt ist, regelmäßig schreibt, bis er selbst, unheilbar erkrankt, einen Vorrat an Briefen anlegt. Deshalb erreichen den Vater auch nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Paris noch Briefe im gelobten Land. Anna Seghers schreibt nüchtern und ohne Überhöhungen eine geradezu parabelhafte Geschichte der Juden im Europa der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, deren Eindringlichkeit ihresgleichen sucht. Es ist die Schrift, es sind die Briefe, die über den Tod ihres Schreibers hinaus Hoffnung und Lebensmut bewahren.

Etwa zwei Drittel von Anna Seghers umfangreichem Werk an Erzählungen entstanden nach ihrer Rückkehr aus Mexiko. Sie lebte schon zehn Jahre in Berlin (anfangs West, längstens Ost), als sie 1957 »Der gerechte Richter« schrieb, also kurz nach dem XX. Parteitag der KPdSU von 1956 und dem Schauprozess gegen Walter Janka, den Genossen aus dem mexikanischen Exil und Leiter des Aufbau-Verlages, in dem auch ihre Werke erschienen. Anna Seghers hatte mehrmals bei Walter Ulbricht, dem damaligen Parteichef, vorgesprochen und sich für Walter Janka eingesetzt, öffentlich allerdings hatte sie geschwiegen. Es ist eine Zeit der verlorenen